Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 35 (1953)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Winterthur, 6. Februar 1953 Erscheint jeden Freitag 32. Jahrgang Nr. 6

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 22, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Arbeit und Lohn der Frau

Der Bund schweizerischer Frauenvereine, der sich in Verbindung mit dem Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit schon seit Jahren mit dem Problem der Forderung gleichen Lohnes für eine gleichwertige Arbeit für Mann und Frau befasst, hat die ihm angeschlossenen Frauenberufsverbände und die Presse zu einer Orientierung, zur Teilnahme an einem Gespräch am runden Tisch nach Zürich eingeladen. Nach einem Begrüssungswort durch Frau Dr. Haemmerli-Schindler kamen neben Mitgliedern der Fachkommissionen des BSF. auch drei Nationalräte zum Wort.

Im Sommer 1951 wurde anlässlich der 34. internationalen Arbeitskonferenz in Genf ein Uebereinkommen über die Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit angenommen. Dieses letztere wird erst dann, wenn die Regierungen der verschiedenen Länder es ratifizieren, d. h. annehmen, für dieselben verbindlich. Im Dezember 1952 erstattete nun der Bundesrat der Bundesversammlung über seine gefasste Meinung in der Angelegenheit Bericht, gleichzeitig eine nationalrätliche und eine ständerätliche Kommission zur Vorbereitung des Traktandums, das die Räte in der Frühjahrssession beschäftigen wird, bestellend. Der Präsident dieser Kommission, Nationalrat W. Widmer, gibt nun Aufschluss über die Gründe, die den Bundesrat zu einer die Frauen enttäuschenden negativen Einstellung zu der von ihnen in Eingaben und Resolutionen gewünschten Ratifikation geführt haben. Zu diesen Gründen gehören einmal die sich ergebende Notwendigkeit verschiedener Gesetzesänderungen und dann die Befürchtung, auf diese Art eingegangene Verpflichtungen nicht einhalten zu können, sowie die Ueberzeugung, dass eine gesetzliche Lohn-Gleichstellung sich eher zu Ungunsten der Frauen auswirken müsste, weil dann vermehrt Männer beschäftigt würden, gehören. Die Kommission selbst ist der Ansicht, dass die wenigsten Länder (bisher waren es nur Belgien, Jugoslawien und Mexiko) die Konvention ratifizieren werden. Sie stimmt dem bundesrätlichen Nein mit 9:1 Stimmen zu und erhebt den Wunsch, es möchte die Frage der Gleichheit des Entgelts männlicher und weiblicher Arbeitskräfte für gleichwertige Arbeit neu geprüft und vor allem im Hinblick auf die Auswirkungen auf die schweizerische Wirtschaft untersucht werden, zum Postulat.

Nationalrat Vontobel ist der Ansicht, dass ein Abkommen, dessen Verpflichtungen sich bei Voraussicht nicht erfüllen lassen, nicht beigestimmt werden könne. Er befürchtet die Notwendigkeit zu schaffender Lohnämter, um vor allem auch die so viel erwähnte «Gleichwertigkeit» der Arbeit festzulegen. Er weist ferner am praktischen Beispiel auf die Tatsache hin, dass bei solcher Gleichstellung in der Praxis eher Männer denn Frauen beschäftigt werden.

«Mann und Frau müssen den gleichen Lohn haben», führt Nationalrat Leuenberger aus, der nicht Mitglied der parlamentarischen Kommission ist, sich aber seit Jahren mit dem Problem dieser gerechten Forderung befasst. Auch dieser Referent findet die Festlegung der «Gleichwertigkeit» schwierig praktizierbar. «Gleiche Arbeit, gleicher Lohn» lasse sich besser als realisierbare Forderung aufstellen. Auch die Männer würden in vielen Fällen nicht nach dem Wert ihrer Arbeit entlöhnt.

Fräulein Feller, die als Unternehmerin aus der Maschinen- und Metall-Industrie spricht, möchte wohl als Frau nur zu gerne für Ratifikation eintreten, muss aber in ihrer Eigenschaft als Arbeitgeberin die Dinge anders betrachten. Wo in einem Betrieb zahlreiches weibliches Personal arbeitet, würde die Lohn-Gleichstellung mit einem Schlag die ganze Produktion stark verteuern. Die Erfahrungen, die mit Frauen in Betrieben gemacht wurden, sind nicht ausschliesslich ermunternd, dort zum Beispiel nicht, wo die Frau Vorgesetzte über Männer ist; auch sei ihr Berufs- respektiv Arbeitsinteresse geringer, deswegen, weil sie nicht oder nur in ganz vereinzelten Fällen befördert werden kann. Die privaten Betriebe lieben die sich durch die Ratifikation ergebende Einmischung nun einmal nicht. Man kann der Annahme des Abkommens daher nicht zustimmen. Aehnlich äussert sich Frau Dr. Schwarz, die ihrerseits viel für die Sache gerechter Frauenarbeits-Entlöhnung geleistet hat. Sie hält jedenfalls bei den sich heute zeigenden Voraussetzungen den Zeitpunkt einer Ratifikation für verfrüht. Die gerechte Entlöhnung sollte in Freiheit und ohne den Zwang des Gesetzes möglich werden.

Die Diskussion wird von den Vertreterinnen der Frauenberufsverbände, die mit dem von ihnen als dürftig und nicht mit genügendem Interesse behandelten ablehnenden Bericht des Bundesrates nicht einiggehen können, ergiebig mit klugen Voten benutzt. Wenn sich dabei Beispiele anführen lassen, wie zum Beispiel jenes, da bei den Lehrerinnen eines ostschweizerischen Kantons im Verlaufe einer Abstimmung über Zulagen gleich 50 Prozent weniger an Treffnis als den männlichen Kollegen zugesprochen wird, oder wertmässig noch ungerechtere Fälle aus dem Gebiete des Handels und der Banken, bei denen man bekanntlich die Arbeit der Frau als solche hoch einschätzt, wenn man ferner immer wieder mitansehen muss, wie dann, wenn zum Beispiel eine Frau eine bisher von einem Mann betreute Stelle antritt, der Pflichtenkreis erweitert, die Gage aber vermindert wird, muss schon betont werden, dass der Kampf um die wirtschaftliche Besserstellung der Frau mit aller Entschiedenheit und Konsequenz weitergeführt werden muss.

Frau Dr. Rigling dankte als Leiterin der Veranstaltung den Referenten, und Frau Dr. Haemmerli-Schindler ermunterte die anwesenden Präsidentinnen der Frauenberufsverbände zum gründlichen Studium der Lohnfrage, wenn möglich auf Grund von Enquêten innerhalb ihrer Vereine, wo sie, heimkehrend, über den momentanen Stand der Dinge Bericht erstatten sollen. BWK.

Ernst Kreidolf

Zu unserm Artikel auf Seite 2

Amerikas Schulproblem Nr. 1

George N. Wells kennt keine Erziehungsmethoden, er kennt nur Menschen. Das ist das Geheimnis seines Erfolges. In Bloomington im amerikanischen Bundesstaat Illinois, wo er Superindendent der öffentlichen Schulen ist, hat er damit ein Problem gelöst, das in den meisten Städten kritisch wurde, nämlich die Frage, wie die Lücke zwischen dem Schulaustritt und der Einführung ins Gemeinwesen als erwachsenen Mensch zu schliessen und wie den jungen Menschen zu helfen ist, das Beste aus ihren individuellen Fähigkeiten herauszuholen.

Von je hundert Schülern der Volksschulen treten nur fünfzig in die höheren Schulen über, nur zwanzig davon immatrikulieren sich an einer Universität und nur ihrer zehn machen dort einen Abschluss. Heute, wo Industrie, Handel und Verwaltung nach gelernten Arbeitskräften rufen, bedeutet das eine bedauerliche Verschwendung brachliegender Fähigkeiten. Die oben genannten Zahlen trafen bis vor acht Jahren, als Wells die Leitung der elf städtischen Schulen übernahm, auch für Bloomington zu. Heute ist der Schülerbestand an den lokalen Fortbildungsschulen von 50 auf 85 Prozent gestiegen.

Das bedeutet, dass in dieser einen kleinen Stadt des Mittleren Westens Jahr für Jahr achtzig bis neunzig Jungens und Mädchen, die unter dem alten System keinen Lehrabschluss gemacht hätten, ein Diplom erlangen. Für die jungen Leute ist das soviel wie ein Bankkonto: es heisst, dass sie mit grösster Wahrscheinlichkeit eine gutbezahlte Stelle, in der sie jährlich dreitausend Dollar oder mehr verdienen können, finden; und auch die Gemeinschaft fährt besser so, indem sie nützliche, materiell wohlfundierte Mitglieder der Gesellschaft hat, statt kostspieliger Aussenseiter, die Groll gegen die «bürgerliche Gesellschaft» hegen, in die aufgenommen zu werden ihnen nicht gelang.

«Statistiken», sagt Wells, «bedeuten nichts, bis man ihnen in Fleisch und Blut begegnet.» Und so bin ich denn einigen dieser fleischgewordenen Statistiken nachgegangen.

Nummer 1 war Jimmy W., Student der Biochemie. Die Verhältnisse der Familie waren so, dass Jimmy mit sechzehn Jahren die Schule verlassen und sich wie seine Brüder als ungelernter Arbeiter durchgeschlagen hätte, wenn nicht die Schule seine Fähigkeiten auf dem Gebiet der Chemie und Mathematik erkannt, ihm ein Stipendium verschafft und seine Eltern dazu gebracht hätte, ihre Einwilligung zum Universitätsstudium zu geben.

Ein anderer, ebenso typischer Fall war Mary E., diplomierte Krankenpflegerin in einer Grosstadt des mittleren Westens. Noch während ihrer Mittelschuljahre löste sich ihre Familie auf und Mary lebte sukzessive bei Verwandten. Vier Monate vor der Maturität war sie wieder einmal nirgends zu Hause. Der Rektor der Schule nahm sie aus diesem nervenaufreibenden Milieu und brachte sie bei der Besitzerin eines Tea-Rooms in einer entfernten Stadt unter, wo sie gegen Entgelt mithelfen konnte: in ihrer Freizeit bereitete sie sich auf die Prüfung vor und bestand sie. Der Rektor sorgte dafür, dass sie in einer Pflegerinnenschule in Chicago aufgenommen wurde, und dort erlernte sie den Beruf, der ihr Lebensinhalt werden sollte.

Was in Bloomington geschah, ist in jeder anderen Stadt auch möglich. Das Geheimnis besteht ja in nichts anderem, als der einfachen Erkenntnis, dass das Leben der Gemeinde wie das der Familie als wichtigste Grundlage die richtige Erziehung der Jugend braucht, um gesund und glücklich zu sein.

Nachdem Bloomington einmal daran gegangen war, seine Schulverhältnisse zu verbessern, unternahm es auch andere, lang vernachlässigte Reformen. Am Ende des Zweiten Weltkriegs war der Geist der Stadt nicht sonderlich positiv; es herrschte zwar Hochkonjunktur, Landwirtschaft und Industrie machten grosse Profite, aber die Stadt war trotzdem in eine Art schläfriger Lethargie verfallen. Da nahmen sich der Redaktor und der Herausgeber der Zeitung «Daily Pantagraph» vor, ihre Mitbürger zu wecken. Auf ihren Vorschlag vereinigte sich eine Handvoll initiativer Leute der Association of Commerce, engagierten auf ihre eigenen Kosten einen Organisator, der ein umfassendes kulturelles und soziales Programm aufstellen sollte, und bildeten ein Komitee, das für seine Durchführung besorgt und verantwortlich sein würde.

Dem neu ans Schulwesen der Stadt berufenen George Wells fiel auf, dass die Halbwüchsigen und Jugendlichen Bloomingtons sich als erste interessierten und die Probleme der Erwachsenen in Angriff nahmen. Warum das?

Der Hauptgrund, so brachte er heraus, lag in den Familienverhältnissen, die es den Jungen erschwerten, das Gefühl einer Gemeinschaft zu empfinden; und logischerweise zweifelten sie daran, dass das, was sie lernten, ihnen überhaupt je von Nutzen kein könnte im Leben. Bei Kindern von annähernd gleicher Intelligenz kann in der Regel jeder Erzieher, der sein Gehalt wert ist, voraussagen, wie weit es jedes in der Schule bringen kann allein auf Grund der Lebensweise und -auffassung der Eltern. Achtzig Prozent der Kinder aus der oberen Klasse, das sogenannten «besseren Kreisen» besuchen die Mittelschule und eine Hochschule, während nur zwanzig Prozent der Mittelstandskinder und gar nur fünf Prozent der unteren Klasse dorthin gelangen. Eine Untersuchung ergab, dass die Kinder der Familien mit höherem Einkommen dreimal mehr Zeit für kulturelle und gesellige Anlässe aufwenden als andere, und dementsprechend aktiver und belesener sind.

Die erste Massnahme, die das Schulamt auf Anregung von Wells erliess, war die Ausgabe von «Freizügigkeits-Tickets», die an die Studenten verteilt wurden und auch Minderbemittelten ermöglichen sollten, an kulturellen und geselligen Anlässen teilzunehmen. Ausserdem wurde das Tragen von Klassenabzeichen — kostspieligen Ringen und Krawattennadeln — abgeschafft und so ein äusserliches Unterscheidungsmerkmal zwischen reichen

Reise einer jungen Zürcherin nach Ostafrika

Nach vielseitigen Vorbereitungen (Impfungen, Einkäufe, Entgegennahme guter Ratschläge, Devisenangelegenheiten, Abschiednehmen von Freunden und Verwandten) kam der Tag meiner Abreise. So verliess ich denn mit schwerem, und doch mit freudigem Herzen mein in tiefem Schnee liegendes Heimatdorf. Vom Bahnhof Zürich reiste ich mit meinen Eltern nach Genua. Dort vernahmen wir, dass die Dunnotar Castle mit viertägiger Verspätung ankommen werde, bedingt durch Streiks in England. Damit hatte ich das Vergnügen, mit meinen Eltern vier Tage in Genua und Umgebung zu verbringen. Im Hafen von Genua hatten wir Gelegenheit, das neue amerikanische Schiff «Constitution» zu besichtigen. Es war von Neapel, Genua, Cannes, Gibraltar nach New York unterwegs. Ich freute mich für die Passagiere, die auf diesem feudalen Schiff mitfahren konnten. An den verschiedenen Quai's lagen noch eine ganze Anzahl von Schiffen: die «Roma» von Australien, die «Caba de Hornos» von Sevilla ein Schiff von Israel; ausserhalb des Hafens lagen zwei amerikanische Kreuzer und ein Flugzeugträger. Das neue italienische Schiff «Augustus» lief von seiner Jungfernfahrt, von Venedig ohne Passagiere, ein. Das Interesse am Hafen war für mich sicherlich dadurch viel grösser, weil ich selbst vor der Einschiffung stand. Durch die Begleitung meiner Eltern verschönerten sich die «Wartetage» in Genua; sie gaben mir Mut und Freude, die Reise ohne Kummer, ganz allein, nach Mombasa zu unternehmen. Als die Dunnottar Castle ins offene Meer geschleppt wurde, war das Wetter prachtvoll. Am selben Abend kam ein heftiger Wind, der zwei Tage anhielt und das Schiff in «angenehme» Bewegung versetzte. Die Folge war das Ausbleiben einer grossen Anzahl von Passagieren bei den Mahlzeiten. Nachher blieb das Wetter wunderbar bis nach Mombasa; wir konnten auf Deck spielen und in den Liegestühlen die herrliche Sonne geniessen. Nun lachte uns nur noch die Sonne und das unendliche Mittelmeer zu. Den Vulkan Stromboli passierten wir bei Nacht, immer wieder loderte es blutrot aus dem Krater hervor. Die Strasse von Messina war mit Leuchttürmen markiert. In Port Said begann es dann wärmer zu werden und es begann die Saison für die leichten Kleidli.

Die Unruhen in Aegypten erlaubten uns nicht, an Land zu gehen; auch der Postdienst war eingestellt. Hier war für mich etwas Neues, sehr lustiges zu sehen: sobald die «Dunnottar Cattle» anhielt, kamen eine grosse Zahl von kleinen Ruderschifflein herangepirscht. Es waren Händler, sie ruderten sehr geschickt und jeder wollte der erste sein, um die verschiedenen Sachen — Handtaschen, Schuhe, Hüte, Kopftücher und kleine Andenken — anzupreisen. Die gewünschten Sachen wurden vom Krämer in einen Korb gelegt und zur Ansicht an Bord gezogen. Dann ging das Markten los, denn die Preise waren absichtlich übersetzt. Konnte man sich zu einem annehmbaren Preise einigen, so legte man das Geld zur «Auswahlsendung» und liess den Korb an der Schnur wieder hinunter. Als sich die «Dunnottar Castle» in Bewegung setzte, sandte mir noch einer eine Handtasche hinauf. In aller Eile wollten wir das Geld in den Korb legen, durch die Bewegung des Schiffes riss aber die Schnur ab und der Korb fiel ins Meer hinunter. Der Krämer versuchte, uns in seiner «Nusschale» zu folgen, jedoch hoffnungslos, sie tanzte nur auf und ab in den grossen Wellen. Der arme «Chrömer» verschwand bald im Hintergrund und musste sich die Nase breit drücken. Ich meldete mich beim Purser und fragte ihn, wie man dem Mann das Geld auf irgend eine Art und Weise zukommen lassen könne. Er lachte nur und sagte: Don't worry about!

Zur Sicherheit wurde die «Dunnottar Castle» durch den Suez-Kanal von einem Kriegsschiff begleitet. Unterwegs sahen wir zwei gesprengte Eisenbahnzüge. Englische Soldaten begrüssten uns freudig durch Winken und Zurufe. Nach 14stündiger Fahrt durch den Kanal kamen wir ins Rote Meer. Landschaftlich bot sich immer noch dasselbe Bild wie in der Kanalgegend: zu beiden Seiten Wüste mit kahlen, felsigen Gebirgszügen durchsetzt. Einen besonderen Eindruck machte mir der Rückschlag der Wellen des Schiffes, deren Spiel ich immer und immer wieder bewunderte. Das Meer zeigte die wunderbarsten Farbtöne im Bereich von Blau, das in die davonsegelnden weissen Wellenkämme überging. Bei günstigem Lichteinfall zeigte sich auch die ganze Fülle der Regenbogenfarben. Die nächste Landung erfolgte in Port Sudan, da war es «schrecklich» heiss! Die Stadt liegt am Meer in der Wüste und bietet keine Sehenswürdigkeiten. In einem Ruderboot fuhren wir zum Red Sea Hotel hinüber, um dem Durst abzuhelfen. Von dort aus gingen wir durch eine kleine Parkanlage zu den Verkaufsläden, die in bezug auf «Sauberkeit und Eleganz» beinahe an den Standard der Zürcher Bahnhofstrasse heranreichen! Leider war das Glasbodenboot, mit dem man eine Ausfahrt zu den Korallenriffen unternehmen kann, in Reparatur. Tag und Nacht wurde auf dem Schiff emsig gearbeitet. Güter, die nach dem inneren Sudan transportiert werden, wurden ausgeladen, monotoner Gesang erleichterte den Schwarzen die Arbeit.

Nach weitern anderthalb Tagen zwischen Himmel und Wasser trafen wir in Aden ein. Ueber eine lange schmale «Hühnerleiter» gelangten wir zu den Motorbooten, die uns an die Küste brachten. Mit einem Taxi fuhren wir nach der obern Stadt, wo man prachtvolle Seidenstoffe sehr preiswert kaufen konnte. Aden hat nur strategische Bedeutung. Durch den Golf von Aden ging es hinaus in den indischen Ozean wo leichter Wellengang das Schiff bewegte. Die Sonnenfinsternis vom 25. Februar verpassten wir nicht. Durch fünf Sonnenbrillen — aufeinander gelegt — konnte man sehr gut sehen, wie der Mond die Sonne fast vollständig verdeckte. Bald darauf überquerten wir den Aequator, für sich ein Ereignis, da es das erste Mal war. Kurz vor Mombasa gab der Kapitän bekannt, dass das Schiff noch nicht in den Hafen einlaufen könne. Daher mussten wir draussen im offenen Meer bis zum nächsten Tag warten. Mit Bedauern dachte ich bereits an den Abschied von den vielen Reisegefährten, denn die Passagiere von unserem Tisch verstanden sich sehr gut.

Diese erste Meerschiffahrt wird mir immer eine nette Erinnerung bleiben. Am Hafen von Mombasa hatte ich die Freude, von meinem Bräutigam abgeholt zu werden. Mombasa ist der Ausgangspunkt der Eisenbahn nach Kenya und Uganda. Leider ist die Bahn den Anforderungen nicht mehr gewachsen, denn Kenya nahm in den letzten Nachkriegsjahren einen starken Aufschwung. Die Schmalspurbahn klettert in gemächlichem Tempo auf eingleisiger Linie, mit unzähligen Halten auf das Hochplateau von Nairobi (1700 Meter über Meer). Die Neger-Kellner, barfuss, in eine Kanzu (nachthemdartiges Kleidungsstück) gekleidet, muteten mich etwas fremd an. Nai-

Ernst Kreidolf 90 Jahre alt

Der Dichter-Maler Ernst Kreidolf wird am 9. Februar 90 Jahre alt. Viele werden in Dankbarkeit an diesem Tage seiner gedenken, jene alle, die als Kinder seine entzückenden Bilderbücher liebten und diese vielleicht bereits wieder an Kinder, wenn nicht schon an Kindeskinder zu erfreuender Benutzung weitergegeben haben. Oft war es so, dass Kinder mit Glückwünschen und Grüssen an diesem besonderen Tag ihre Zuneigung zum Schöpfer der «Wintermärchen», «Sommervögel», «Wiesenzwerge», «Lenzgesind», «Gnomen und Elfen», «Hundefest» und wie die Bände alle heissen, zum Ausdruck brachten. Um so mehr wird an diesem besonderen Jahrestag aus weiten Kreisen Gruss und Dank zum Künstler kommen und ihm beweisen, dass er keineswegs vergessen, dass sein schönes Werk immer lebendig ist.

Der Scherz-Verlag Bern hat letztes Jahr den Band der «Blumenmärchen», dessen Original-Aquarelle von der Eidgenossenschaft angekauft wurden und sich im Kunstmuseum Winterthur befinden, neu herausgegeben. Erzieherinnen und Mütter würden es ausserordentlich begrüssen, wenn auch das «Wintermärchen» wieder im Buchhandel erhältlich wäre.

Während eine im Verlag Paul Haupt Bern in der Reihe der «Heimatbücher» erschienene Biographie von J. O. Kehrli mit 8 Farbtafeln und 16 Abbildungen in gediegener Weise aus dem Leben und vom Schaffen Ernst Kreidolfs erzählt, gibt das im Rotapfel Verlag Zürich eben in neuer Auflage herausgekommene Werk «Aus der Werkstatt Ernst Kreidolfs» mit insgesamt 150 Bleistiftzeichnungen und Studien in der Hauptsache von seinem zeichnerischen Können beste Kunde.

Ernst Kreidolf hat die Kindheit bei den Grosseltern im Thurgau, in Tägerwilen, verlebt. Schon im Kindergarten soll der Knabe durch sein Zeichentalent aufgefallen sein. Der Grossvater, ein Landwirt, der den Enkel zum Bauern bestimmt hatte, fand an der Lieblingsbeschäftigung des eher zarten und verträumten Ernst keine grosse Freude. Er verbot ihm kurzerhand das Zeichnen. Aber es kam dann doch so, dass der Sechzehnjährige in Konstanz, wo die Eltern wohnten und der Vater ein Spielwarengeschäft führte, als Lithograph in die Lehre trat. Jede freie Stunde galt dem Lernen, der Uebung. Nicht nur im Malen in Oel, auch im Porträtieren übte sich der junge Kreidolf unermüdlich. Der Sommer 1883 brachte ihm die Verwirklichung seines schönsten Traumes: Er durfte nach München reisen und sich dort künstlerisch ausbilden lassen.

Ein im Rotapfel Verlag Zürich erschienenes Buch von Leopold Weber, mit dem der Schweizer Künstler befreundet war, «Mit Ernst Kreidolf in den bayrischen Bergen», schildert jene Jahre 1889 bis 1895, welche dieser seiner angegriffenen Gesundheit wegen in Partenkirchen verbrachte. Aber erst ein späterer Aufenthalt, der Kreidolf dort festhielt, inspirierte ihn zu den ersten Blättern mit Blumen, die wiederum über zwei Jahre lang als fertiges Ganzes, eben die «Blumenmärchen», auf einen Verleger warteten und erst 1898 bei Hermann Schaffstein veröffentlicht wurden. Nun brachte in Abständen von je einem oder zwei Jahren dieser Verlag immer wieder Bilderbücher von Ernst Kreidolf heraus, die in der Gediegenheit ihrer künstlerischen Gestaltung offensichtlich einem grossen Bedürfnis und einer entsprechenden Nachfrage entgegenkamen und — auch in andere Sprachen übersetzt — grosse Auflagen erlebten. — Die Bilderbücher öffneten so recht die Tore in die zarte Welt der Märchen, in jene des Waldes, der Sommerwiese, der Tiere und der Blumen. Der bei Francke Bern erschienene Band «Der Lenzbub kommt» hat Hedwig Bleuler-Waser zur Verfasserin der Texte. Die Bilder schuf Kreidolf. Oft aber hat der Schöpfer der Blumenfiguren und Zwergen- und Elfengestalten auch die Verse verfasst. Wenn diese letzteren auch weniger ansprechen mögen, so muss gesagt werden, dass die Prosa, die er zum Beispiel dem «Wintermärchen» mitgibt, und die im leider vergriffenen Band «Sommervögel» von einer noch heute gültigen ernsten Schönheit ist, mit dem hohen künstlerischen Gehalt der Zeichnungen und Bilder in einem genannt werden darf.

Anlässlich einer 1914 in Malmö stattfindenden Ausstellung wurde Ernst Kreidolf für seine Bilderbuch-Originale die schwedische Königsmedaille verliehen. — 1917 kehrte der Künstler von München in die Schweiz, nach Bern, zurück. Neue Bilderbücher wurden geschaffen, unter anderen nach Texten von Ernst Roniger die bekannten «Biblischen Bilder». Das Berner Drittklass-Lesebuch für Primarschüler «Roti Rösli im Garte», im Auftrage der Unterrichtdirektion entstanden, beweist ganz besonders des Künstlers verständnisvolle Art der Illustration von Kinderbüchern. — Es wurde aber auch das Aquarell gepflegt. Die Skizzenbücher füllten sich, und in manchen Ausstellungen da und dort stand man vor den Blumenbildern, den Porträts Ernst Kreidolfs, der in einprägsam ansprechender Weise dem Beschauer Mensch und Natur nahezubringen versteht. — Zu seinem Ehrentag sei ihm Gruss und Dank entboten! Betty Knobel

---

und armen Studenten entfernt. Weiter wurde eingeführt, dass die Universitätsbibliothek Lehrbücher auslieh gegen eine Pauschaleinschreibgebühr von vier Dollar jährlich, die Minderbemittelten erlassen wurde, und so jedem Studenten im Jahr etwa 25 Dollar Bücherkosten ersparte — ohne den Steuerzahler zu belasten.

Um die Erziehungs- und Schulfragen dem Publikum noch näher zu bringen, trug sie die Verwaltung in die Oeffentlichkeit. Der Erziehungsrat hatte bisher aus einer Handvoll angesehener und wohlhabender Bürger bestanden, die einfach ernannt worden waren von den zuständigen Behörden. Sie hatten sich redlich bemüht, ihrer Aufgabe gerecht zu werden; doch mehr als die Hälfte aller Schüler und Studenten stammte aus Familien mit bescheidenem Einkommen, und es schien Wells richtig, dass gerade diese Bevölkerungsklassen spürten, dass ihre Probleme verstanden und ihre Interessen beim Erziehungs- und Unterrichtsdepartement vertreten würden.

Warum nicht, so schlug er vor, eine «beratende Kommission» bilden, geformt aus Mitbürgern aller sozialen Schichten? Die Schulbehörden hiessen die Idee gut — aber wie sollte sie durchgeführt werden? Bisher hatten derartige Komitees vorwiegend aus materiell interessierten Vertretern verschiedener politischer und wirtschaftlicher Gruppen bestanden, deren jeder seine Organisation hinter sich hatte, in deren Namen er sprach.

Diesmal aber erhielten die Behörden durch eine einfache Umfrage unter der Bevölkerung eine Liste von mehr als tausend Personen, die das Vertrauen und die Achtung ihrer Nachbarn genossen. Aus dieser Liste wurden dreissig Männer und Frauen jeder Rasse, jeder Konfession und jeden sozialen Standes ausgewählt. Sie treffen sich seither jeden Monat einmal und halten die Verbindung zwischen den Schulen und allen Bevölkerungsschichten aufrecht. Eines ihrer ersten Projekte war, eine die ganze Stadt umfassende «Meinungserforschung», die jedermann, Eltern der Schüler und anderen, Gelegenheit gab, zu sagen, was man an der Schule liebte und was nicht, und welche Aenderungen oder Neuerungen erwünscht wären. Die Ergebnisse, niedergelegt in einem 36 Seiten starken Büchlein und in verschiedenen öffentlichen Versammlungen diskutiert, sind heute der Leitfaden, den das Schulamt in seinen Entschlüssen konsultiert.

Welcher Art sind nun aber diese Ratschläge?

In erster Linie wünschten die 3000 Elternpaare und 1200 Aussenstehenden, die sich an der Umfrage beteiligten, vermehrte Beziehung zwischen der Schulerziehung und den tatsächlichen Lebens- und Alltagsproblemen. In den Mittelschulen speziell sollten die Kinder darauf vorbereitet werden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und den akademischen Beruf nicht als Fortsetzung einer sorgenfreien Jugendzeit zu betrachten, sie sollten psychisch auf die Ehe und die Verantwortung der Eltern geschult werden, die Welt, in der sie leben, kennen lernen, mit dem Geld umzugehen wissen, die richtige Beziehung zu ihrer Umwelt und den Mitmenschen aller Kreise gewinnen und, wie eine Hausfrau schrieb, «lernen, sie selbst zu sein und nicht eine Imitation von Bob Hope oder Elisabeth Taylor.»

Genau das hatte Wells gewollt. Seine Schüler, Jungen und Mädchen, nehmen nun regelmässig einen Kurs im «Familienleben». Nach dem ersten Jahr dieser Neuerung waren die Eltern so beeindruckt von dem, was ihre Söhne und Töchter gelernt hatten, dass sie einen ähnlichen Kurs für Erwachsene an der «Abendschule» verlangten.

Auch die Lehrer nehmen teil am Gemeinschaftsleben und seinen Problemen, besuchen die Eltern ihrer Schüler und sind im Kontakt mit den Kommissionsmitgliedern. Während der «Business Education Week», der die Association of Commerce Pate stand, visitierten Geschäftsleute die Schulen während des Unterrichts und boten im Austausch den Lehrkräften Gelegenheit, Läden und Fabriken zu besichtigen.

«Ich sah die Väter meiner Schüler bei der Arbeit», erzählt ein Lehrer; «es ist überraschend, wie viel besser man ein Kind versteht, wenn man weiss, wie sein Vater das tägliche Brot für die Familie verdient!»

Heute sind die Lehrer den Aerzten und Rechtsanwälten gleichgestellt. Ohne auf Widerspruch zu stossen, hoben die Behörden den «Bann» über verheirateten Lehrerinnen auf, stellten mehr Lehrkräfte an, beschlossen gleichen Lohn für männliche und weibliche Lehrkräfte und erhöhten die Gehälter.

Je vielfältiger geschichtet unsere Gesellschaft wird, desto mehr bedürfen wir geschulter Intelligenz. Die praktische Verwertung der Intelligenzreserven in unserer heranwachsenden Generation aber hängt in direkter Linie von der Qualität unserer Schulen ab. Und diese hängt, wie Superintendent Wells sagt, von allen Mitbürgern, die die Stadtgemeinschaft bilden, ab. Setzen sie sich dafür ein, so kann der Erfolg nicht ausbleiben.

John Kord Lagemann

Ein Schritt vorwärts

An dem in Zürich sehr gut besuchten Parteitag der Demokraten des Kantons Zürich im Januar 1953, wurde das Aktionsprogramm für die nächste Zukunft bereinigt. Die demokratische Frauengruppe Winterthur hatte der Parteileitung ein Gesuch eingereicht, ein Postulat für die politische Gleichberechtigung der Geschlechter in ihr Programm aufzunehmen. Es entspann sich über das Thema eine lebhafte Diskussion. Mehrere Herren setzten sich energisch für das Postulat ein, nur einer sprach (zum Teil mit altbackenen Argumenten) dagegen. Mit grosser Mehrheit stimmten die Anwesenden für Aufnahme des Postulates ins Aktionsprogramm in der Fassung von Dr. Viktor Jent: Die politische Gleichberechtigung der Frauen ist schrittweise zu verwirklichen. Die anwesenden Frauen dankten für das erfreuliche Verständnis mit lebhaftem Applaus. — Die Frauengruppe ist eine Sektion der Demokratischen Partei; ihre Mitglieder sind auch Parteimitglieder. D.

Noch ein letztes Mal die li-li-li!

Da ich mich für alles Sprachliche interessiere, las ich auch mit Interesse die beiden Einsendungen über «Aus Kindern werden Leute». Der erste Artikel überzeugte mich gar nicht, dagegen erkläre ich mich mit der Erwiderung ziemlich restlos einverstanden. Die erste Schreiberin muss Ausländerin sein, sonst könnte sie sich nicht für Namen wie «Thekla» so begeistern. Ich finde auch, das Wegfallen aller Kosenamen nimmt dem Leben die Gemütlichkeit. Sie brauchen ja nicht alle mit «li» zu enden. — Wo aber diese Namen absolut nicht am Platz sind und doch so oft gelesen werden, das ist auf Dokumenten, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, wie Todesanzeigen in Zeitungen. Da trifft man unter den Leidtragenden oft auf Hedi, Trudi, Bethli usw., was höchst depliziert wirkt. Solange es aber sogar Pfarrer gibt, die Kinder auf solche Namen taufen, wie Aenni und Lotti usw., ist wohl da nichts zu machen. Ganz verfehlt ist, wie die letzte Einsenderin richtig bemerkt, der in den letzten Jahren grassierende «Sonja»-Fimmel, handelt es sich doch auch hier um einen Kosenamen, und in Russland wird gewiss nirgends ein Kind so getauft (falls überhaupt noch getauft werden darf), sondern auf Sophie, wo sich der Kosename herleitet. Hoffentlich geht diese Mode bald einmal vorüber. M. A.

Politisches und anderes

Bundesräte an ausländischen Konferenzen

In Bonn führten vergangene Woche Bundesrat Weber und Minister Stucki Verhandlungen über den Schuldenkomplex der sogenannten Clearings-Milliarde. — Bundesrat Escher nahm in Paris teil an der europäischen Verkehrskonferenz. Diese hat die Richtlinien für eine dauernde Zusammenarbeit auf den Gebieten des Eisenbahn- und Strassenverkehrs, sowie der Binnenschiffahrt festzulegen.

Schweiz — Polen

Mit Note vom 29. September 1952 hat die polnische Gesandtschaft in Bern dem Eidgenössischen Politischen Departement mitgeteilt, dass die polnische Regierung den Vergleichs- und Schiedsvertrag zwischen der Schweiz und Polen vom 7. März 1925 kündige. Der Bundesrat hat in seiner Sitzung vom 30. Januar mit Bedauern von dem Entschluss der polnischen Regierung Kenntnis genommen.

Die Bundesbahnen im Jahre 1952

Die Betriebsrechnung der SBB für 1952 schliesst ausserordentlich gut ab. Die Verkehrseinnahmen belaufen sich auf 673,2 Millionen Franken, das sind rund 16 Millionen mehr als im Jahre 1951.

Sturmkatastrophen in Nordwest-Europa

Ueber das Wochenende ist Nordwest-Europa von einer Sturm- und Ueberschwemmungskatastrophe heimgesucht worden, wie man sie seit vielen Jahren nicht mehr erlebt hat. Besonders betroffen wurden Holland und England, wo mehrere hundert Menschen ihr Leben eingebüsst haben. Die Zahl der Obdachlosen beträgt über 200 000. Die Materialschäden können noch nicht abgeschätzt werden.

Eisenhowers Botschaft vor dem amerikanischen Kongress

Präsident Eisenhower verlas vor dem amerikanischen Kongress vergangenen Montag seine erste Botschaft über den Stand der Nation (State of the Union) Eisenhower entwickelte darin die innen- und aussenpolitischen Aufgaben der neuen Regierung. Die Regierung beabsichtige eine neue positive Aussenpolitik zu führen. In Europa wird diese Politik darauf abzielen, die Verwirklichung einer Einigung Europas in der Praxis zu fördern. Eisenhower kündigte weiter den Abzug der siebenten Flotte aus den Gewässern von Formosa an, die bisher die Rolle eines Schildes für Rotchina vor den Nationalisten auf Formosa spielte. Dieser Befehl bedeutet keinerlei aggressive Absichten Amerikas gegen Rotchina.

Informationsreise Dulles und Stassens

Der amerikanische Staatssekretär John Foster Dulles und der Direktor der «Mutual Security Agency» Harold Stassen befinden sich gegenwärtig in Europa. Zweck ihrer Reise sind die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Probleme Europas kennen zu lernen, um Präsident Eisenhower einen Bericht erstatten zu können. Die Reise der beiden Staatsmänner hat in Rom begonnen, führt über Paris, London, Bonn, den Haag, Brüssel und Luxemburg.

Um den österreichischen Staatsvertrag

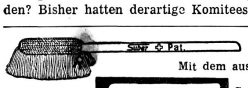
Die Verhandlungen über den Staatsvertrag, die am 30. Januar in London wieder aufgenommen werden sollten, mussten wegen Nichterscheinens des russischen Vertreters verschoben werden. Die Verschiebung der Sitzung erfolgte im Anschluss an den Notenaustausch über die Oesterreich-Frage zwischen den Westmächten und der Sowjetunion. Die Westmächte lehnten die russischen Vorbedingungen für die Wiederaufnahme der Besprechungen ab.

Sowjetunion bereit über den Handel zwischen West- und Osteuropa zu verhandeln

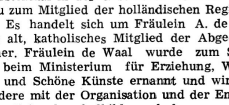
Das Sekretariat der Wirtschaftskommission für Europa in Genf hat vom Sowjetgesandten in Bern die Mitteilung erhalten, dass die Sowjetunion bereit sei, am 25. Februar an einer Handelskonferenz der europäischen Länder teilzunehmen.

Eine Frau Mitglied der holländischen Regierung

Zum erstenmal in der Geschichte Hollands wurde eine Frau zum Mitglied der holländischen Regierung ernannt. Es handelt sich um Fräulein A. de Waal, 47 Jahre alt, katholisches Mitglied der Abgeordnetenkammer. Fräulein de Waal wurde zum Staatssekretär beim Ministerium für Erziehung, Wissenschaften und Schöne Künste ernannt und wird sich insbesondere mit der Organisation und der Entwicklung der Sekundarschulbildung befassen. *cf*



Mit dem auswechselbaren
Suber Geschirrwascher
waschen Sie das Geschirr in kochendheissem Wasser unter Schonung Ihrer Hände schneller und sauberer. Das Geschirr trocknet von selbst. Verschiedene Grössen für Privathaushalt, Betriebe wie auch für Rahm- und Joghurtfläschchen. Spezialausführungen für Radiatorenputzen, Abstauben, Tapetenwischen und Bodenflaumen sind ebenfalls erhältlich. Verlangen Sie im Haushaltungsgeschäft ausdrücklich Marke «SUBER».



---

robi ist eine grosse Stadt mit über 100 000 Einwohnern, wo man sich sozusagen jeden Wunsch erfüllen kann. Von hier flogen wir mit dem Flugzeug der Williamson Diamonds Ltd. bei prächtigem Wetter nach der Mine in Mwadui.

Am Anfang kam mir vieles fremd vor, doch hatte ich mich bald eingelebt und fühle mich auch bei den Schwarzen mehr oder weniger zu Hause. Meine Aufgabe war nun den Haushalt so gut wie möglich einzurichten, so dass man sich wohl fühlte. Schwierigkeiten bereitete mir zunächst der Umgang mit den Eingeborenen, da ich noch kein Suaheli sprechen und verstehen konnte. In meinem Haushalt habe ich zwei Neger: einen Küchen- und einen Hausboy. Der erstere kann noch nicht selbständig kochen. Er hat Brennholz bereit zu halten, das Geschirr zu waschen, das Gemüse zu rüsten, Brot und Cakes zu backen. Der Hausboy sollte die Zimmer sauber halten, den Service erledigen und die ganze Wäsche besorgen. Bei den Reinigungsarbeiten muss man immer und immer wieder dasselbe «predigen»; die «Herren» sind sich von Hause aus nicht an Sauberkeit gewöhnt und haben die Tendenz, nur immer gerade so wenig als möglich zu arbeiten.

Europäer mit grossen Einkommen und umfangreichem Haushalt haben bis sieben Angestellte: Koch, Küchengehilfen, Hausboy, Wäscher, Gärtner, Chauffeur und Aya (= Negerin, die die Kinder beaufsichtigt). In einem solchen Haushalt gibt es für eine Frau eine Menge «Kontrollarbeit»! Viele dieser Boys kommen mehr oder weniger direkt aus dem Busch, wo sie meistens in einer einfachen Hütte mit Hühnern und Jungtieren zusammen wohnen. Diesen Menschenkindern muss die europäische Lebensweise sicherlich fremd vorkommen. Sie haben auch Schwächen wie die Europäer: möglichst lange Gespräche über die neuesten «Nachrichten», ausserordentliche Ausdauer um auszustudieren wie man möglichst wenig arbeiten muss, wie man Dinge «verschwinden» lassen kann, wie man sich am Sonntagabend austoben kann, Freundschaft mit der Pombe (= eine Art Bier, jedoch aus gekeimter Hirse hergestellt). Andererseits haben die Neger eine grosse Gabe um die ich sie beneide: sie lassen sich nie aus der Ruhe bringen. Diese Eigenschaft ist durch ihr starkes «Gottvertrauen», oder noch besser gesagt, ihren Fatalismus bedingt. Wie oft hört man sagen: shauri ya mungu (= Gottes Angelegenheit). Andererseits habe ich grosse Freude an unserem Hausboy, der sehr gut bügeln kann und wirklich die Note 6 verdient. Manche Schweizerin könnte von ihm noch lernen! Der Küchenboy versteht sich ausgezeichnet aufs Kuchenbacken, das er besonders liebt. Vom fertig gebackenen Cake schneidet er jeweils ein kleines Stückchen weg um die innere Struktur zu überprüfen. Ist es käsig inwendig, so sagt er: mzuri kabisa (= sehr gut!). Ist man in Verlegenheit, so wissen die Boys sich meistens zu helfen. Um Paniermehl zu bereiten nimmt man eine saubere Bierflasche. Dieselbe Flasche dient auch als Wallholz bei der Zubereitung von Wähen. Da meine grosse Koffer noch nicht eingetroffen waren, vermisste ich die Bircherraffel zum Rüeblisalatbereiten. Für dies hatte mein Boy auch wieder eine Idee; er holte einen Büchsendeckel und schlug mit einem Nagel und Hammer kleine Löcher hinein.

Die Küche ist neben dem Wohnhaus als separates Gebäude aufgestellt. Dies ist notwendig um den Rauch der Küche von den Wohnräumen fern zu halten. Diese Anordnung bedingt viele Gänge und ist während der Regenzeit besonders unangenehm! Als mein Boy die erste Wäsche besorgte, gings ganz lustig zu. Er liess kaltes Wasser in die Badewanne fliessen, seifte die Wäsche ein, wusch sie durch und spülte sie einmal mit frischem Wasser. Nach dieser «Prozedur» wollte er die Wäsche aufhängen. Ich erklärte ihm, dass mir diese Wascharbeit gar nicht zusage und zeigte ihm wie ich es haben möchte. Wir fingen dann an die kochechten Wäschestücke in vier Gallonen fassenden leeren Benzinkannen in der Küche auf dem Holzherd zu kochen. Diese Waschart imponierte meinem Boy so, dass in der Folge oft neben unserem Suppentopf seine Wäsche brodelte.

Auf der Diamanten-Mine leben rund 50 Europäerfamilien, denen die Company ein möbliertes Haus und die notwendigsten Haushaltgegenstände zur Verfügung stellt. Die Europäer und die Inder haben je einen «Club», wo zweimal in der Woche ein Film vorgeführt wird; zudem werden Tanzabende veranstaltet. Die Aufgabe der Europäerin ist ein wohnliches Heim zu gestalten, hie und da eine Party zu arrangieren um den Mangel an sonstigem kulturellen Leben zu ersetzen. Die Junggesellen sind sehr dankbar, wenn man sie zu einer Mahlzeit einlädt und ihnen z. B. einmal einen Anzug auffrischt (die Boys besorgen nur das Notwendigste). Einige Europäerinnen sind im Laden, in den Büros und im Spital tätig. Andere sind mit Kindererziehung, Teevisiten, Näharbeiten und Sport beschäftigt. Während der Regenzeit kann man sich im Hausgarten verweilen. Viele Frauen fahren ab und zu mit dem Autobus der Company in die nächste Ortschaft, um Einkäufe zu machen. Viel zu sehen gibt es nicht während der Fahrt, aber das gemütliche Zusammensein erinnert mich an eine Gesellschaftsreise in der Schweiz.

In Kenya sind die politischen Verhältnisse momentan etwas gespannt. In Nairobi sind Diebstähle, Einbrüche und Streiks im Zunehmen begriffen. Die Negerbevölkerung verlangt in ihrem Parteiprogramm ganz offen mehr landwirtschaftlichen Boden, Abschaffung der Colour Bar, mehr Schulen und Spitäler, bessere Vertretung in der Regierung und schlussendlich Selbstverwaltung. Viele Forderungen sind absolut berechtigt. In Ostafrika werden die drei Elemente (Neger, Inder und Europäer) an der Verwirklichung eines gemeinsamen Planes für Verständigung zu arbeiten haben.

Dies sind die ersten Eindrücke einer jungen Schweizerin, die nun an der Seite ihres Mannes die nicht immer leichte Aufgabe hat, die Landwirtschaft in jener Gegend zu fördern, um so die Lebensbedingungen für die Diamantensucher zu erleichtern.

E. H. -G. Mombasa O.-A.

Simeon und Hanna

Wie erzähle ich als Mutter die biblische Geschichte

Hermann Hesse erzählt im «Hermann Lauscher», wie er als Knabe, ans Knie der Mutter gelehnt, ihren wundersamen Jesugeschichten lauschte, und Selma Lagerlöfs Grossmutter ist uns als grosse Erzählerin aus den Christuslegenden vertraut. Auch ihr Sohn, der Vater der Dichterin, ergötzte sein ganzes Haus mit seinen Geschichten. Leider haben schon viele von uns Müttern keine Mutter oder Grossmutter erlebt, die uns als Erste in die Welt

Schweizerische Vereinigung der Freisinnigen Frauengruppen

Sch. K. Am vorletzten Sonntag, 25. Januar, wurde die Delegiertenversammlung der Schweizerischen Vereinigung der Freisinnnigen Frauengruppen durchgeführt, und da Zürich gegenwärtig Vorort der Vereinigung ist, fand die Versammlung in Zürich statt. Die Präsidentin, Frau M. Meyer-Zuppinger, begrüsste am Vormittag im Gesellschaftshaus Rüden die Delegierten und Gäste, unter ihnen die Herren Stadtpräsident Dr. E. Landoldt, Dr. P. Usteri, Präsidenten der Freisinnigen Partei des Kantons Zürich und Dr. A. Billeter, Präsidenten der Freisinnigen Partei der Stadt Zürich.

Fräulein Marie-Louise Schumacher sprach über «Erfahrungen mit Kinderlesestuben». Aus eigener Entschlusskraft der Referentin ist diese wertvolle Hilfe im Dienst an der Jugend entstanden, die im Kirchgemeindehaus am Hirschengraben echte «Wohnstubenkraft» im Sinne von Pestalozzi ausstrahlt. Eine besondere Würdigung dieser Lesestube wird folgen.

Nach dem gemeinsam eingenommenen Mittagessen nahm der geschäftliche Teil der Delegiertenversammlung ihren Anfang mit dem Bericht über die Tätigkeit des Vorortes. Frau Leibundgut, die als Sekretärin vorbildliche Arbeit geleistet hatte, erinnerte darin an die Verdienste der Frauen an dem nun in Kraft getretenen Bürgerrechtsgesetz; besonderer Dank gebührt Frau Dr. Tina Peter-Rütschi als Initiantin des Optionsrechtes sowie den Mitgliedern der Radikal-demokratischen Fraktion der Bundesversammlung, die sich für die Frauen eingesetzt haben. Mit Genugtuung hörten die Teilnehmerinnen von der guten Zusammenarbeit mit der Parteileitung; zwei Beobachterinnen vertreten nun die Frauengruppen an den Zentralvorstandssitzungen der Freisinnig-demokratischen Partei der Schweiz. In Uebereinstimmung mit dem Frauenkomitee der Liberalen Weltunion beschäftigten sich die Freisinnigen Frauengruppen im Jahre 1952 mit dem Jugendstrafrecht, indem sie Vorträge darüber halten liessen und Arbeitserziehungsheime besichtigten. Die gemachten Erfahrungen wurden gesammelt und verglichen. Der Vorort war auch bestrebt, neue Frauengruppen ins Leben zu rufen; in Burgdorf und Aarau sind sie in Vorbereitung, während in Basel Frauen aus der Partei, die dort vollberechtigte Mitglieder sind, nun unter der Initiative von Frau Dr. Bühler zur Gründung einer eigentlichen Frauengruppe geschritten sind. Stadtpräsident Dr. E. Landolt fand liebenswürdige Worte der Begrüssung für alle Anwesenden, und seine Wünsche zum Erfolg ihrer Bestrebungen überzeugten, da er persönlich als eifriger Förderer für die Frauenanliegen einsteht.

Aus den Berichten der einzelnen Gruppen ergab sich, dass die Tätigkeit je nach den örtlichen Verhältnissen sehr unterschiedlich ist. In Bern sprach man sich gründlich über das Frauenstimmrecht aus, in Kreuzlingen wurden Referate über pädagogische, medizinische und jugendstrafrechtliche Fragen gehalten und eine Anstaltsbesichtigung durchgeführt. Lausanne befasste sich mit dem Klarstellen der verschiedenen Parteistandpunkte. Luzern war neben der Vortragstätigkeit in der glücklichen Lage, eine Vertreterin in die Arbeitsgemeinschaft für Wirtschaftsfragen zu entsenden, Olten hatte mit «Die Frau und ihr Beruf» besonderen Erfolg, während in St. Gallen die öffentlichen Vorträge mit ihren hohen Besucherzahlen einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommen. In Winterthur wurden ebenfalls bedeutende Referenten zugezogen, und Zürich ist es gelungen, eine so rege Tätigkeit zu entfalten, dass sich die Mitgliederzahl stark vergrösserte.

Um allen Gruppen Gelegenheit zu geben, auch die schweizerischen Aspekte der Bewegung gründlich kennenzulernen, wechselt der Vorort alle zwei Jahre. Die Wahl fiel auf St. Gallen, dessen Frauengruppe letztes Jahr ihr Silberjubiläum feiern konnte. Dem abtretenden Vorort Zürich ist es gelungen, den Zusammenhang aller Gruppen in schönster Weise zu fördern; die freisinnige Sache hat unter den Frauen sichtbar an Boden gewonnen.

Einem bunten Mosaik vergleichbar, liegt die Arbeit der verschiedenen Gruppen vor uns; jede geht — liberalem Gedankengut treu — im Kleinen eigene Wege, um sich im Ganzen zu jenem Bilde zu ergänzen, das als Schweizerischer Freisinn dem Aufbauwerk unseres Landes die bestimmenden Akzente setzt.

Kritische Betrachtungen zu einem Sozialwerk

Der Artikel «Die portugiesischen Frauen in der Sozialarbeit» von M. G. in Ihrer Nummer 4 erzählt in sehr interessanter Weise von den Bemühungen des portugiesischen Staates um eine Hebung des sozialen Niveaus der Arbeiterkreise. Zu den Sozialwerken, deren ehrenamtliche Leitung in den Händen der Damen der portugiesischen Aristokratie liegt, gehören Haushaltsschulen, Mütterschulungswerk, Kinderparks und Schulkantinen.

Das, was uns darüber berichtet wird, klingt ja recht schön. Und doch kann man beim Lesen ein gewisses Unbehagen nicht unterdrücken, besonders wenn man liest, was M. G. im Zusammenhang mit den Schulkantinen schreibt, deren es in Lissabon allein 45 (!) gibt. Denn hier heisst es: «Zu der Hauptaufgabe, die Kinder der Aermsten zu verköstigen, tritt auch der Nebenzweck, in den Kindern die Freude am Gepflegten und Schönen zu wecken. Keine langen Tische, was an Massenabfütterung erinnert, sondern kleine Vierertische mit karierten Decken. Nie fehlt ein Strauss Blumen auf dem Tisch. Die Schulkantinen wurden geschaffen, um die Kinder zum Schulbesuch zu ermuntern, denn wer nicht zur Schule geht, bekommt auch nichts zu essen. Die Kinder werden in der Schule verköstigt, damit sie nicht selbst für ihr Essen zu sorgen haben und so Zeit haben, die Schule zu besuchen. (Von uns gesperrt.) Selbst für die Aermsten ist nur eine gepflegte Umgebung gut genug... Wir wollen die Kinder zu rechtschaffenen Menschen erziehen.»

Auf eine nähere Schilderung des häuslichen Milieus, aus dem diese Kinder kommen, verzichtet M. G. Wir können es uns vorstellen, weil die Artikelschreiberin mehrfach erwähnt, dass es sich um Kinder handle, deren Mütter ausser dem Hause arbeiten müssen.

Und hier liegt nun wohl der Kern des ganzen Problems und der Grund auch für das Malaise, das man beim Lesen des Artikels empfindet.

Die Kinder müssen von klein auf ausserhalb des Hauses, ausserhalb der Familie durch den Staat beschäftigt, angeregt, erzogen und verpflegt werden, weil daheim kein warmes Essen, keine Aufsicht, keine Anregung, keine Betreuung, keine Liebe und Wärme, kurz: keine Mutter da ist. Im gleichen Artikel sagt die Schreiberin aber: «Der portugiesische Ministerpräsident Salazar ist zwar gegen die Mitarbeit verheirateter Frauen im öffentlichen Leben, aber bei Frau F. (die für den Posten eines Sozialministers in Vorschlag gebracht worden war, C. N.) ist er, ‚der Ausnahmen keineswegs liebt', bereit, eine Ausnahme zu machen...» Ist das so zu verstehen, dass als «Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben» nur die Arbeit der Frauen gutgestellter Kreise angesehen wird, nicht aber die Arbeit der Hunderttausenden von Frauen die in fremden Betrieben oder fremden Haushalten ihr Brot verdienen müssen?

Uns will scheinen, dass hier der Hebel angesetzt werden sollte: Bessere Bezahlung der Arbeiter, durch die ihnen gesunde Wohn- und Lebensverhältnisse für ihre Familien gesichert werden. Bessere soziale Fürsorge für Witwen und ledige Frauen mit Kindern, vor allem in Form von besserer Entlöhnung, die es diesen Frauen ermöglicht, neben der Arbeit, die sie durch die Umstände ausserhalb des eigenen Heimes zu leisten gezwungen sind, doch noch einen guten Teil ihrer Zeit und Kraft für die Kinder übrig zu behalten.

Man schaffe auch «den Aermsten» die materielle Möglichkeit, den Kindern ein Zuhause zu bieten, in dem es — wie in der Schulkantine — hell, appetitlich und sauber ist, in dem geblumte Vorhänge an den Fenstern hängen, karierte Decken auf den Tischen liegen und ein Blumenstrauss das Auge erfreut. Ist es richtig, wenn dem Kinde all dies ausserhalb des Hauses von fremder Hand bereitet werden muss? Ist nicht zu befürchten, dass ein Kind — und gerade das empfängliche Kind, das sich angesprochen fühlt durch eine schöne und gepflegte Umgebung — mit Unbehagen und schliesslich vielleicht mit Widerwillen am Abend in die Aermlichkeit und Ungepflegtheit seiner eigenen Wohnung zurückkehrt und die abgeschaffte Mutter diesen Widerwillen zu spüren bekommt?

Es sollte nicht sein, dass nicht in erster Linie das Elternhaus, sondern der Staat sich verantwortlich fühlt für die Erziehung des Kindes zum rechtschaffenen Menschen und diese Verantwortung, wie M. G. schreibt, auch zu tragen bereit ist — auf dem Wege über die Schulkantinen! Die Kausalzusammenhänge sind hier wohl ohne weiteres deutlich. Die Schulkantinen sind den Kindern sicherlich zu gönnen. Der Staat sollte sie jedoch nur als Uebergangslösung ansehen; eine endgültige Lösung können sie nicht sein, weil hier nicht ein sozialer Ausgleich geschaffen, sondern lediglich von zwei Uebeln das kleinere gewählt wird. Würde aber dieses kleinere Uebel nicht bald durch eine wesentliche Hebung des Lebensstandards der ärmsten Bevölkerungsschichten ausbalanciert, so würde ein Sozialwerk wie dieses zur eminenten Gefahr für das Familienleben werden und letzten Endes nichts anderes bedeuten als eine vom Staat verursachte Abwendung von der Familie, eine durch den Staat geförderte Hinwendung zum Kollektiv und eine systematische Gewöhnung der Jugend an das Kollektiv.

Cläre Neumann

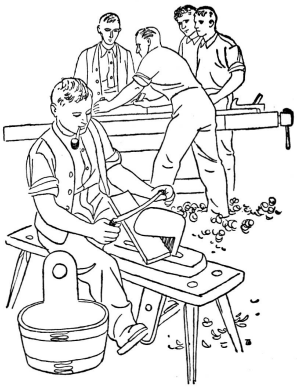
Fortschritte in Holland

Als ich mich anfangs des Jahres an dem heftigen Frauenstimmrechtskampf beteiligte, waren unsere schlimmsten Gegner weniger die gleichgültigen Frauen selbst — obwohl es diese auch in Mengen gab — als die Orthodox-Protestanten (die Calvinisten, die bis heute auch noch nie eine Frau für Gemeinderat oder Parlament auf ihre Liste brachten) und die Römisch-katholischen (R. K.) In den beiden an Belgien grenzenden katholischen Provinzen war es kaum möglich, einen Saal zu mieten oder eine Annonce in einer Zeitung unterzubringen. Plötzlich lasen wir, dass «irgendwo» das R. K.-Parlamentsmitglied Dr. van Schaik sich geäussert habe: «Eher wird es einem Kind gelingen, einen Zug zum Stillstand zu bringen, wenn es nur fest mit den Händchen gegen die Wand des Kompartiments drückt, als dem Gesetzgeber, den Frauen das Stimmrecht vorzuenthalten.» (Die Schweizer Mentalität hat Dr. van Schaik, jetzt Staatsminister, wohl nicht gekannt!)

Heute ist zum ersten Mal ein Amt, das dem eines Ministers am nächsten steht: Staatssekretär, einer Frau zugefallen, und zwar einer R. K.-Frau.

Fräulein Dr. A. de Waal, die im Juni 1952 als Mitglied des Parlaments gewählt wurde — eine andere R. K.-Frau musste ihr ihren Platz auf der Liste abtreten! — ist Ende Januar zur Staatssekretärin ernannt worden. Sie wird sich insbesondere des Realunterrichts, des vorbereitenden Unterrichts zu den Universitäten und des Gewerbeunterrichts annehmen.

Fräulein Dr. A. de Waal wurde am 25. November 1906 geboren, studierte soziale Geographie an der Universität Utrecht, wo sie 1931 cum laude doktorierte. Nachher war sie zehn Jahre in Holland und in Niederländisch-Ostindien an Realschulen tätig.



Ein neues, frohes Leben ist im Bergdorf eingezogen, seitdem die jungen Männer lernen, wie man die verdienstknappen Schlechtwettertage und langen Winterabende ausnützen kann. In den «Selbstversorgerkursen» werden die Burschen von eigens ausgebildeten Werklehrern angeleitet, Haus- und Arbeitsgerät, einfache Möbel und Gebrauchsgegenstände selber herzustellen

Berghilfe-Sammlung 1953:
Postcheck-Konto VIII 32 443, Zürich

Im Jahre 1943 machte sie ihren Doktor in Literatur und Philosophie. Zwei Jahre später, nach Kriegsende, wurde sie an das Geographische Institut in Utrecht gewählt. Als das Professorat der sozialen Geographie längere Zeit unbesetzt war, hielt sie auch da Vorlesungen. Seit 1949 war sie Gemeinderatsmitglied in Utrecht, und 1951 war sie Mitglied der Delegation zur Uno.

W. W. F.-D.

Hat Alkohol Nährwert?

Der bekannte Genfer Mediziner, Prof. Roch, schreibt:

«Die Verbrennung des Alkohols bedeutet für die Muskeln keine zusätzliche Energiezufuhr, was alle Sportgrössen wohl wissen. Sie liefert dem Körper auch keine zusätzliche Wärme, sondern bloss eine Illusion vermehrter Wärme, Folge der Ausdehnung der Blutgefässe an der Körperoberfläche, was in Wirklichkeit erhöhte Erkältungsgefahr bedeutet.

Man hat von Vitaminen im Wein gesprochen. Das ist nichts anderes als ein schlechter Witz! Es hat weniger Vitamine in einem Liter Wein als in einem Fingerhut Käse, einer Messerspitze Weizenkeime oder in einer dünnen Scheibe Zitrone.»

SAS.

Das Fazit der Fleischmarktlenkung: 4,1 Millionen für verbilligte Schlachtviehexporte, ein beschämendes Eingeständnis!

Minister Feist, der Präsident der konsultativen Kommission für die Fleischversorgung unseres Landes, äusserte an der kürzlich abgehaltenen Pressekonferenz: «Die Verwaltung ist (in bezug auf die Lenkung des Fleischmarktes) am Ende ihres Lateins.» Treffender könnte man die heutige Situation auf dem Schlachtviehmarkt nicht charakterisieren. Bereits wurden 12 500 Stück Schlachtvieh mit einem Kostenaufwand von 3,6 Millionen Franken verbilligt exportiert. Damals hiess es, es handle sich um eine einmalige Aktion. Nun soll eine weitere halbe Million bewilligt werden, um «restliche» 5000 Schlachtkühe zu exportieren, die unseren Markt belasten. Und es ist nicht schwer, vorauszusagen, dass dies nicht die letzte Aktion sein wird zur «Entlastung unseres Marktes von überflüssigem Schlachtvieh» und zur Aufrechterhaltung der Stützungsmassnahmen für die inländischen Fleischpreise.

Das Rechtsempfinden des Konsumenten lehnt sich vor allem dagegen auf, dass enorme Mittel dazu verwendet werden sollen, dem ausländischen Abnehmer unser Fleisch zu verbilligen, während wir selbst so hohe Preise für den sonntäglichen Braten bezahlen müssen. Was soll man also tun? Sie sind am Ende ihres Lateins, die Verantwortlichen für den Fleischmarktdirigismus. Ohne Produktionslenkung kann nämlich auf die Dauer unsere Schlachtviehordnung nicht aufrechterhalten werden, — es sei denn, dass jedes Jahr Millionen und Millionen ans Ausland verschenkt werden. Man kann nur solange einseitig Preise und Absatzgarantieren, als die inländische Fleischproduktion zur Selbstversorgung nicht ausreicht, darnach gibt es nur zwei Möglichkeiten: Produktionslenkung oder subventionierter Export.

Man hat diese Konsequenzen den ehemaligen Befürwortern unserer Schlachtviehordnung schon früher vor Augen gehalten; sie haben es ignoriert. Nun wollen sich die Produzenten verständlicherweise nicht in ihre Stallordnung hineinreden lassen, also bleibt als letztes der Export. «Es gibt keine andere Lösung», das ist ein beschämendes Eingeständnis unserer lenkungsfreudigen Miteidgenossen! Das Fiasko der Fleischmarktlenkung öffnet vielleicht manchen die Augen und macht sie empfänglicher für das Postulat einer Schlachtviehordnung ohne Produktions- und Konsumzwang, das noch immer auf seine Verwirklichung wartet.

P. K. F.

der Märchen, der Legenden und des alten und neuen Testamentes hineinführte. Wir sind wie ein Brunnen, dem es an Wasser mangelt. Ach, andere, die auf verschiedensten Gebieten geübt sind: die Kindergärtnerin, die Lehrerin, die Helfer der Sonntagsschule, ja, in der Familie die Märchentante am Radio, sie können es doch soviel besser als wir mit Haushaltpflichten von früh bis spät belasteten Hausfrauen.

Ich empfand es aber als wesentlichste Aufgabe, die der Mutter zugedacht ist, meinen Kindern die biblischen Geschichten zu erzählen, nachdem für zwei die Zeit der Märchen und Sagen bald vorüber war. Ich wollte dazu einfach das alte Testament zur Hand nehmen und mit der Schöpfungsgeschichte beginnen, meinte ich doch, die Bibel ordentlich gut zu kennen. Aber es ging nicht. Jeder Satz in dem Buch der Bücher ist so konzentriert, dass in einer Viertelstunde die ganze Schöpfungsgeschichte erzählt war, und so ging es mit Noah und mit Abraham. Ich merkte, hier ist in strengste Form Höchstes hineingeheimnist, das muss aufgelockert werden für das kindliche Bild-Vermögen und -Verlangen. Zeit und Kraft zu einer rechten Vorbereitung stand mir aber nicht zur Verfügung und so empfand ich es als grosse Hilfe mit den «Geschichten der Heiligen Schrift» von Gottfried Fankhauser, dem ehemaligen Seminardirektor in Bern bekannt zu werden. In vier Bänden hat er «für den Dienst an Kindern» das alte Testament dargelegt mit einer reichen, natürlich frommen Erzählerkunst eines urchigen Berners und reich an Kenntnissen, die der Stoff verlangt.

Es ist am Abend jeweils ein Fest, wenn wir ein Stück weiterkommen vor dem Einschlafen. Ich erzähle den schriftdeutschen Text in Mundart, eine gute sprachliche Uebung, wenn man bedenkt, wie wesentlich unser Sprechen auf die Entwicklung der Kinder wirkt. Die 4. und die 6. Klässlerin sind gleich intensiv dabei. Der bald sechsjährige Bruder hört, ein Bilderbuch anschauend, so nebenbei zu. Ich merke an seinen Fragen, die, irgend wann später auftauchen, dass er mehr gehört hat als ich annahm. Nutzanwendungen, allgemeine Betrachtungen, die für eine Sonntagsschule vielleicht passen mögen, lasse ich meist beiseite, um die reine Erzählung als Bild wirken zu lassen. Liedertexte, die zu meiner Jugendzeit üblich waren, lehnen die Kinder, vor allem die Grösste, ab.

In der Adventszeit nahmen wir vom gleichen Verfasser «Das Christkind» dran. So erzählte ich auch das wenig bekannte, aber so packend gestaltete Kapitel der Darstellung im Tempel «Simeon und Hanna». Die Viertklässlerin kuschelte sich ganz ergriffen in ihr Kissen und erklärte mit einem Seufzer der Entspannung: «Das ist die schönste Geschichte, die ich je gehört habe.»

Margrit Kaiser-Braun

Kartographie in der Schweiz

Ausstellung im Kunstgewerbemuseum Zürich

Die Firma Kümmerly und Frey schuf zur Feier ihres hundertjährigen Bestehens eine sehr instruktive Wanderausstellung über die Entwicklung der Kartographie, welche das lebhafte Interesse der Oeffentlichkeit verdient. Das Kunstgewerbemuseum tat ein übriges, indem es ein weiteres Kapitel beisteuerte, nämlich vorzügliche Faksimile-Aufnahmen berühmter alter Landkarten. So steht der Zürcher, nachdem er verschiedene Karten-Versuche des Altertums, darunter einen römischen Strassenplan von subjektiver Genauigkeit, studiert hat, stolz vor der Gyger-Karte aus dem Jahre 1667, welche seinen Kanton zum exaktest wiedergegebenen seiner Zeit erhob. Dieses Werk, auf dem zum ersten Mal das Landschaftsbild nicht schräg, sondern senkrecht von oben betrachtet wird, ist meisterlich nicht nur in seiner plastischen Modellierung, sondern vor allem durch seine Genauigkeit, die auf Jahrhunderte hinaus nicht übertroffen werden konnte. Diese Karte der Landschaft Zürich entstand ohne die technischen Hilfsmittel, welche heute unerlässlich erscheinen. Gyger durchwanderte das ganze Gebiet des heutigen Kantons und arbeitete hauptsächlich nach dem Mass seiner Schritte. Daneben finden wir die im Jahre 1712 erschienene Schweizer Karte von J. J. Scheuchzer, die Frucht einer 18 Jahre währenden Arbeit — und dann beginnt die neue Aera der Technik.

Aus den Anfängen der amtlichen und privaten Kartographie des 19. Jahrhunderts ist vor allem die glanzvolle Leistung des späteren Generals Henri Dufour hervorzuheben, welcher als Chef des Eidgenössischen Topographischen Büros in den Jahren 1833 bis 1864 die grosse Dufourkarte im Masstab 1:100 000 herausgab. Sie besteht aus 25 einzelnen Kupferstichen, welche Nomenklatur, Situation und Schraffenrelief auf einer Druckplatte vereinigen. Sein Nachfolger, Oberst Hermann Siegfried (1819—1879), begann mit den Arbeiten für die später nach ihm benannten Karten, deren Höhenkurven ein noch genaueres, wenn auch unplastischeres Ablesen der Situation ermöglichten. Das Porträt von Gottfried Kümmerly (1822—1884) folgt auf diese illustren Namen; wir finden pietätvoll gesammelte Dokumente aus dem Archiv der heute weltbekannten Firma und werden damit zu Zeugen einer in harter Arbeit erkämpften Position aus bescheidensten Anfängen. Die erste Karte der Firma, in der Hermann Kümmerly als Nachfolger seines Vaters neue Versuche in der Terraindarstellung unternahm, verzeichnet das Gebiet von Evolena - Zermatt - Monte Rosa, und heute gipfelt die Tätigkeit der Firma in der Herstellung ihrer «Schulwandkarte der Schweiz», welche seit 1902 als unerlässlicher Helfer den Unterricht begleitet. Während dem letzten Krieg begann die Firma auch die Fabrikation von Globen, deren Reliefbild von Professor E. Imhof entworfen und politisch oder physikalisch gedruckt wird. Ein Tisch mit Wanderbüchern und Tourenkarten setzt der Ausstellung ein Ende, die, von schwebenden Miniatur-Erdbällen anmutig belebt, auf das schönste die Wirksamkeit einer schweizerischen Firma preist.

uhu

Aufmunterungspreise für Frauen aus dem eidgenössischen Kunstkredit

Der Bundesrat hat am 26. Januar auf Antrag des Departements des Innern und der Eidgenössischen Kunstkommission für das Jahr 1953 die Ausrichtung von Aufmunterungspreisen aus dem eidgenössischen Kunstkredit an folgende Frauen beschlossen:

Maler und Graphiker: Gallmann Rita, 1924, Genf; Jakob-Badertscher Elisabeth, 1920, Zürich; Reiwald Olga, 1922, Genf; Stocker Carlotta, 1921, Zürich.

Bildhauer: Truninger-de Vries Regina, 1913, Zürich (für Graphik, Preisträgerin 1952); Salathé Hanni, 1926, Binningen.

Mitteilungen des Bernischen Frauenbundes

Aus andern Verbänden:

Im Evangelischen Frauenbund der Schweiz wurde Schwester Dora Schlatter vom Diakonissenhaus Bern zur Vizepräsidentin gewählt, und Frau Pfarrer Feldges, Oberbipp, trat neu in den Vorstand. Vom 1. Januar hinweg erscheint «Die evangelische Schweizer Frau» als Organ des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz. Für die welschen Mitglieder wurde eine Vereinbarung mit der «Vie protestante» getroffen.

Der internationale Verband der Freundinnen junger Mädchen hat nun seinen Sitz nicht mehr in Neuenburg, sondern in Genf, um mit den andern internationalen Verbänden und mit der UNO bessern Kontakt zu haben. Generalsekretärin ist Fräulein lic. jur. Valentine Weibel; Adresse: Quai Wilson 37, Genf. Internationale Präsidentin wurde nach dem Rücktritt von Fräulein Kurz eine gebürtige Engländerin, Frau Hotz, Neuenburg. 20 Jahre hat Fräulein Andrée Kurz die internationale Arbeit geleitet, mit Verstand und Seele, mit voller Hingabe. Tausende von Freundinnen in fast allen Ländern Europas danken ihr dafür, aber auch die Schweizer Frauen wissen ihr Dank und werden ihren Anteil am grossen Liebeswerk nicht vergessen.

Zwanzig Jahre Sozialdienst der Schweiz, vormals Fürsorgedienst für Ausgewanderte, 1932 bis 1952, nennt sich eine schlichte Broschüre, die sehr viel Interessantes enthält, auch von intensiver Frauenarbeit berichtet, wurde die Geschäftsstelle doch immer von Frauen geleitet: 1932 bis 1941 Leni Cahn, 1941 bis 1948 Bertha Hohermuth, heute: Elisabeth Bertschi. Das Heft steht Interessentinnen auf unserem Sekretariat zur Verfügung. bfb.

Parmentier, der Kartoffelpate

Antoine-Auguste Parmentier war eines der 10 Kinder einer armen Witwe und wurde 1737 in Mont-Didier in Frankreich geboren. Als er 20 Jahre alt war, kam er als Hilfsapotheker in die französische Armee und machte mit ihr den Feldzug auf Hannover mit. Dort entdeckte er die Kartoffel, die in Deutschland als Schweinefutter verwendet wurde.

Parmentier begriff sofort den Nährwert der verachteten Frucht und veröffentlichte eine chemische Untersuchung ihrer Bestandteile. Aber bald entdeckte er, dass man das Volk leichter durch Schwindel als durch Wissenschaft gewinnen kann. So liess er mit grosser Geheimnistuerei ein Feld bebauen, das er besonders zu hüten vorgab. Dieser Umstand genügte, damit es ausgeraubt wurde. Der Kniff war gelungen: die Vorurteile gegen die niedrige Frucht schienen überwunden.

Aber die Adeligen und Grossgrundbesitzer verspotteten den Eifer des bescheidenen Chemikers und dachten nicht daran, ihr gutes Land für den Anbau des verschmähten Erdapfels zu vergeuden. Da hatte Parmentier einen kühnen Einfall: er liess sich beim Hof Ludwig XIV. einführen und bat ihn um eine hohe Gunst — einen Strauss von Kartoffelblüten anzunehmen und sich eine davon an die Brust zu stecken. Die Höflinge waren empört; aber von diesem Tag an war die Kartoffel hoffähig geworden, und die höhere Gesellschaft musste sich entschliessen, sie auf ihren Besitztümern anpflanzen zu lassen.

Einige Zeit später veranstaltete der rührige Parmentier ein grosses Bankett, zu dem auch Franklin eingeladen war, der damals den Posten des amerikanischen Gesandten in Paris bekleidete. Alle aufgetragenen Gerichte hatten die Kartoffel als Basis und sogar der Alkohol war aus Kartoffeln hergestellt. So gelang es dem energischen Franzosen, die kostbare amerikanische Frucht in seinem Land populär zu machen, von wo aus sie ihren europäischen Siegeszug begann.

Eine Anzahl Leute, die sich Parmentieristen nannten, machten es sich zu ihrer Aufgabe, den Anbau der Kartoffel zu fördern, neue Abarten zu züchten, Samen zu verteilen und über die Verwendung des Ertrages zu beraten. Parmentier selbst wandte sich anderen Zielen zu, setzte sich für die allgemeine Impfung ein, führte in den Krankenhäusern von Paris die Verteilung von kostenlosen Arzneien ein, arbeitete an der Herstellung von Traubensaft, Branntwein und Essig. Trotzdem ist die Entdeckung der «Pomme de Terre» die Tat, die ihm am meisten Ruhm einbrachte, und es soll sogar der Ausspruch geprägt worden sein: «Das Genie von Napoleon hat Tausende von Menschenleben geopfert, das Genie von Parmentier hat Tausende gerettet.» (S. P. Z.)

Bernischer Frauenbund und Verband bernischer Landfrauenvereine

Donnerstag, 12. Februar 1953, 10 Uhr, im Kursaal Schänzli, Bern:

Tagung der Berner Frauen zu Stadt und Land

Programm:

Eröffnung durch Herrn Regierungspräsident D. **Buri**

Rosa **Neuenschwander**, Präsidentin des Bernischen Frauenbundes: **Vom Sinn der heutigen Tagung;**

Dr. Ida **Somazzi: Vom weltweiten Kampf um Frieden und Brot;**

Dr. Elisabeth **Schmid**-Frey: **Zur Initiative des Frauenstimmrechtsvereins;**

12 Uhr: Mittagessen (die Teilnehmerinnen werden freundlich eingeladen, daran teilzunehmen. **Preis** Fr. 5.— inkl. Serv.).

14 Uhr: Farbenfilm **«Vom Reichtum der Scholle»;**

15 Uhr: Dr. Max **Graf**, Gerichtspräsident: **Die Frau als Richterin;**

15.40 Uhr: Ernst **Aebersold**, Schulinspektor: **Was erwartet das Volk vom hauswirtschaftlichen Unterricht?**

Schlusswort von Frau M. **Daepp**-Riem, Präsidentin des Verbandes Bernischer Landfrauenvereine.

16.30 Uhr: Besichtigung der Ausstellung über Verkehrserziehung im Kursaal Schänzli.

Alle Frauen, nicht nur Vorstandsmitglieder, nicht nur die Mitglieder angeschlossener Vereine, sind freundlich eingeladen, an unserer Tagung teilzunehmen.

Um das neue Kirchengesangbuch

Alle deutschsprachigen Evangelischen Kirchen haben dem neuen Kirchengesangbuch zugestimmt, so dass künftig ein einheitliches deutschsprachiges Gesangbuch vorliegen wird, das in seiner Reichhaltigkeit und Weite den bestehenden Bedürfnissen fürs Singen und Lesen gerecht wird. Die Kirchenkonferenz vom 29. September 1952 hat die nötigen Grundlagen für die erste Grossauflage (400 000 Exemplare) geschaffen. Dünndruckpapier und Kunstledereinband ermöglichen, das Gesangbuch handlicher und doch gediegen zu schaffen. Im Herbst 1953 wird die Grossauflage erscheinen, vorausgesetzt, dass nicht unvorhergesehene Schwierigkeiten dazwischentreten. Für Kirchenbehörden wird der Ausgabepreis etwa 6.— Franken sein (für Auflegen in der Kirche und Abgabe an Schüler und Kirchenchöre, nicht für privaten Einzelverkauf), der Ladenpreis wird etwa 7.— Franken betragen. Ein kleinerer Teil der Gesamtauflage wird nach Beschluss der Kirchenkonferenz in Leder gebunden. Diese Exemplare sind von den Kirchenbehörden zu 13.— Franken, im Laden zu 15.50 Franken erhältlich. Probeband und altes Kirchengesangbuch werden nicht mehr neu aufgelegt, sind also nicht mehr käuflich, wenn die bestehenden Restauflagen aufgebraucht sind. Auf den Herbst 1953 soll auch das Orgelbuch erscheinen.

Die Einführung eines neuen Kirchengesangbuches wird nicht leicht sein. Mag einerseits Freude und Dankbarkeit, aus dem «Zwitterzustand» herauszukommen, gross sein, so gilt es doch andererseits, Bestehendes und Liebgewordenes durch Neues zu ersetzen. Der Kirchenrat bittet die Kirchenpflegen, zu tun was in ihren Kräften steht, um die Ueberbrückungszeit zu erleichtern. Dabei ist unter anderem folgendes zu beachten: ein gewisser Bücherbestand, der Kirchenbesuchern dienen will, ist von den Gemeinden bereitzustellen. Freilich hält der Kirchenrat nicht dafür, dass dies auf die Dauer in einem Ausmass erfolgen soll, dass die Kirchenbesucher überhaupt kein eigenes Gesangbuch mehr mitnehmen, darum auch keines selber anschaffen. Die aufgelegten Bücher sollen nur eine kleinere eiserne Reserve sein. Die Gemeindeglieder sollen ersucht werden, eigene Bücher anzuschaffen, auch für den Hausgebrauch. So könnte dem neuen Liedergut auch in der Familie Eingang verschafft werden. Für die Schüler könnten die Bücher von den Kirchenpflegen zum Beispiel zu reduziertem Preis abgegeben werden, besser nicht gratis. Die Bücher werden auch von den Kindern eher geschätzt, wenn sie dafür etwas bezahlen müssen.

Gerade bei der Einführung des Gesangbuches wird besonders deutlich, wie lebendige Gemeinden, in denen auch lebendig gesungen wird, nicht von der zentralen Kirchenbehörde aus geschaffen werden können. Die Gemeinden sind Träger dieses Lebens, sie müssen es selber nähren und fördern.

Aus den Mitteilungen des Kirchenrates des Kantons Zürich.

Das Schweizerische Bundesfeierkomitee dankt

Der Abschluss der Jahresrechnung zeigt einen Reinertrag der letztjährigen Bundesfeier-Aktion von 1 186 261 Franken; rund 63 000 Franken mehr als im Vorjahr. Davon kommen zwei Drittel der Geschichtsforschung zu, ein Drittel der Volkskultur, und zwar speziell Bestrebungen, die darauf ausgehen, dem Volke, vorab der Jugend, guten und billigen Lesestoff zu vermitteln und so den Kampf gegen die schlechte Literatur zu führen.

Mit diesen Mitteilungen verbinden wir den aufrichtigsten Dank an alle Spender und auch an alle diejenigen, die in irgendeiner Form für diese Aktion eingetreten sind.

Aus dem Frauenverein Winterthur

Der Frauenverein Winterthur, Metzggasse 2, als älteste Frauenorganisation auf dem Platze, macht nicht viel von sich reden und doch wirkt er im stillen emsig an seinem Werk und seiner ursprünglichen Bestimmung, und das ist Beschaffung von Heimarbeit für ältere Frauen und solche, die durch ein Gebrechen ans Haus gebunden sind. Es gibt wahrscheinlich viele unter uns Frauen, die nicht wissen, was der kleine, selbstverdiente Notgroschen für ein altes Fraueli bedeutet. Nicht der kleine Beitrag zu einem bescheidenen Leben macht es aus, sondern das Gefühl, dass sie noch etwas leisten können und zu etwas gut sind. Wir beschäftigen jeden Winter 40 bis 50 Strickerinnen, wovon fünf über 80 Jahre alt sind. Natürlich kann man diesen Frauen nur etwas geben, das sich immer gleich bleibt, und das sind Socken. Da kommt eine besorgte Tochter und holt für die fast erblindete Mutter Wolle, und ist mit ihr glücklich, dass sie nun nicht mehr unbefriedigt und untätig im Stuhl sitzen muss; dann eine hilfsbereite Zimmervermieterin, die für ihren Schützling bittet und strahlend erklärt, wie viel Freude sie nun heimbringen darf. Gegen den Frühling wird es uns dann jeweilen recht schwer, zu erklären, dass wir nun nichts mehr ausgeben können, denn die Socken im Lager werden zu einem Berg und die Absatzmöglichkeit gering.

Wir bitten mit allen unsern lieben, alten Frauen, kauft und verschenkt die handgestrickten Socken vom Frauenverein, die auch im Laden der Frauenzentrale zu haben sind. Die Angehörigen, die Soldaten, unsere armen Bergbauern und die Flüchtlinge sind Ihnen dankbar dafür. Wir haben sehr gute Strickerinnen für Baby-Artikel, Pullover, Strümpfe usw., und können allen Wünschen nachkommen, aber habt vor allem ein Herz für die, welche wegen den Augen oder sonst einem Altersgebrechen nur noch Socken stricken können, und wenn sie mitunter nicht ganz gleichmässig gestrickt sind oder ein kleiner Fehler unterläuft, drückt ein Auge zu, sie geben schon warm von der guten Wolle und dem Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben. Unsere Nähabteilungen sind natürlich auch froh um jeden Auftrag, und wir sind im Namen der Näherinnen dankbar dafür, aber unser Sorgenkind bleibt die Strickabteilung. M. L.

Kauft **die handgestrickten Socken**

vom Frauenverein Winterthur

oder im Laden der Frauenzentrale

Metzggasse 2

Ihr unterstützt damit alte, arbeitsunfähige Frauen

Veranstaltungen

Luzern: Frauengruppe der Freisinnig-demokratischen Partei der Stadt Luzern. Wir laden unsere Mitglieder freundlich ein zu einem Diskussionsabend im eigenen Kreis, Freitag, 6. Februar 1953, 20.15 Uhr, im Schwanen, 1. Stock.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club, Gruppe Bern, Theaterplatz 7, 2. Stock. Freitag, 6. Februar, 16.30 Uhr: Vortrag von Frau Dr. Dora Grob-Schmid: «Die Frau von Welt in den USA». Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.
Samstag, 7. Februar, 17 Uhr: Musikalische Stunde am Kaminfeuer. Oeffentlich und unentgeltlich für jedermann.

Bern: Freisinnige Frauengruppe Bern. Referat von Frau G. Stocker-Meyer über «Die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde», Mittwoch, den 11. Februar, um 20 Uhr, im Hotel Bristol, Schauplatzgasse, Bern.

Radiosendungen

8. bis 14. Februar 1953

sr. Montag, 9. Februar, 14 Uhr: «Notiers und probiers». — Mittwoch, 11. Februar, 14 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit»: Berichte aus dem In- und Ausland. — Freitag, 13. Februar, 14 Uhr: «Die halbe Stunde der Frau» mit den Rubriken: «Praktikantinnen erzählen von ihrer Arbeit in Bergbauernfamilien» und «Vitamin F». — Samstag, 14. Februar, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau».

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Bieri-Möbel seit 1912 gediegen, preiswert Fabrik in RUBIGEN b/Bern

Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

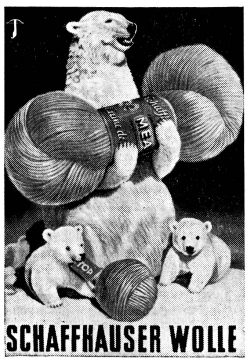
Der heimelige Teeraum Marktgasse 16

Gipfelstube W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH

Inserate im «Frauenblatt» haben Erfolg

Ernst „Guets Brot" „Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87 Tel. 28 20 58



SCHAFFHAUSER WOLLE

Darum kauft s'Müeli gern im MERKUR Chocolade · Biscuits · Bonbons

Das gute Besteck ...von SCHÄR Messerwaren und Bestecke Bahnhofstr. 31, Zürich Tel. 23 95 82

MÖRGELI Vergolden u. Einrahmen ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL 23 91 07

90 % aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im „Frauenblatt", das in der ganzen Schweiz von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Fermetal

Erstklassige Metalldichtung an Fenstern und Türen

Spezialität: Regenabdichtung (Patent) Garantiearbeit

FERMETAL ZÜRICH J. GERMANN

Zürich 1 — Sihlstrasse 43 — Telephon (051) 23 90 25

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Schmerzen in Fuss und Bein? da hilft

P. TREFNY allein

Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 Tel. 32 22 87

Wissenswertes über Speisefette

In Kochdemonstrationen wird heute ein Kochfett für neuzeitliche Ernährung aufdringlich empfohlen. Es handelt sich um eine Mischung von 98 % Kokosnussfett, 1 % Sonnenblumenöl und 1 % Sojaöl. Dieser Zusatz dient dem Zweck, das Fett als Speisefett anempfehlen zu können. Die zugesetzten 2 % Oel dürften kaum eine physiologische Wirkung haben. Reines Kokosnussfett ist jedoch beträchtlich billiger.

Unser «PIC-FEIN-Speisefett» ist ein Resultat jahrzehntelanger Erfahrung. Es ist rein vegetabilisch und enthält Lecithin. Der Markt dürfte kaum ein nahrhafteres Fett kennen, das tatsächlich selbst reiner, eingesottener Butter in dieser Beziehung ebenbürtig ist. Dazu bezahlen Sie keine Phantasiepreise. PIC-FEIN ist nicht künstlich gefärbt, es ist äusserst leicht verdaulich und deshalb das Speisefett für den sparsamen Haushalt.

Wer guten Kaffee schätzt, trinkt

GIGER KAFFEE

HANS GIGER & CO. BERN

Import von Lebensmitteln en gros

Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35